

C. U. Wiesner

Leb wohl,  
Rapunzel!



# Impressum

C. U. Wiesner

**Leb wohl, Rapunzel**

**Elf Kapitel aus der Jugendzeit**

ISBN: 978-3-86394-416-2 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 1985 im Eulenspiegel Verlag Berlin. Dem E-Book liegt die Fassung von 1989 zugrunde.

Titelbild: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: [verlag@edition-digital.com](mailto:verlag@edition-digital.com)

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

# Leb wohl, Rapunzel! (Eine Vorbemerkung)

Wenn ich mich recht entsinne, ist in dem Grimmschen Märchen von einer schönen blonden Jungfrau die Rede. Ein böses altes Weib hält Rapunzel in einem Turm unter Verschluss und bedient sich ihres langen Zopfes, um die Zinne zu erklimmen.

Hinter dieses Geheimnis kommt ein junger Königssohn und entbrennt in heißer Liebe zu der anmutigen Hexengefangenen. Statt der alten Knuspermutter wird eines Tages er unter dem Turmfenster stehen und kühn hinaufrufen:

*Rapunzel, Rapunzel,  
lass dein Haar herunter!*

Wir wollen dem Kind mit dem vegetarischen Namen so viel Verstand zutrauen, dass es vorsichtshalber in die Tiefe geschaut habe, als es die fremde Stimme vernahm. Also kann es kein Irrtum gewesen sein, dass Rapunzel dem Prinzen Gelegenheit bot, den seltsamen Vorläufer eines Personenaufzuges zu benutzen, ja, wir müssen sogar sagen, sie habe den Grund allen späteren Leides eigenhändig an den Haaren herbeigezogen.

Vorerst aber wird weder von Kummer noch von Leid die Rede sein. In der vielleicht sogar mit Bärenfellen behaglich ausgestatteten Kemenate Herzen und küssen die beiden einander - wie es in Märchen immer so züchtig heißt - mit großem Verlangen. Doch wohin soll das führen? Da wir geneigt sind, weder Rapunzeln noch den Prinzen bei aller Liebestollheit für völlig bescheuert zu halten, sollten wir annehmen, dass sie in den unvermeidlichen Pausen zwischen all dem Herzen und Küssen auch einmal über ihre persönliche Perspektive nachgedacht hätten.

Wer will bezweifeln, dass sich auf einem Turm fernab einer geschäftigen und der Liebe nicht immer holden Welt gut schmusen lässt? Aber die Frage beutelt uns geradezu: Wie, ja wie denn nur wird es mit den beiden weitergehen?

Dass sich Rapunzel und ihr Gespons nur im Turmzimmer getroffen hätten, ist nichts als eine Legende. Mit der Zeit wurde dem Königssohn der Aufstieg viel zu sauer; schon als Oberschüler hatte er es in den Fächern Seil- und Stangenklettern nur zu einem Mangelhaft gebracht. Lag es nicht viel näher, Rapunzeln, die übrigens ein durchaus sportlicher Typ war, zu überreden, sich wie ein Bergsteiger am Seil an ihrem eigenen Haar herabzulassen?

Es dauerte nicht lange, da übertraf sie an Gewandtheit und Kraft jenen Baron von Münchhausen, der sich wer weiß was auf die armselige Fertigkeit einbildete, sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf herausziehen zu können.

Gekriegt haben sich Rapunzel und der sogenannte Prinz freilich nie.

In unserem Falle begegnete nach siebenundzwanzig Jahren der nicht mehr junge Prinz seinem Rapunzel von einst wieder. An einem Sonnentag im Mai umrundeten sie den märkischen wie auch Westberliner Schlachtensee, nicht mehr Hand in Hand wie damals, sondern sorgfältig die Worte wählend und setzend.

Vorschlag an den Leser: Wir nennen Rapunzel im folgenden meistens Luise, obwohl sie eigentlich ganz anders hieß und heißt, und finden uns damit ab, dass sie uns erst in einem

späteren Kapitel des Buches wieder über den Weg läuft.

Übrigens wird auf den folgenden Seiten so manche Figur oder Institution einen anderen Namen tragen als in der Wirklichkeit.

Als erste Entschlüsselungshilfe: Die Stadt B. liegt an der Havel, verfügt über einen Roland sowie ein Stahlwerk; ein Barbier namens Fritze Bollmann pflegte auf dem dortigen Beetzsee zu angeln.

# Als die Familie noch Kreise zog

Ein verführerischer Duft von Zwiebeln und Knoblauch kitzelt meine Nüstern. Claudia bereitet das Essen für morgen vor; wir bekommen Besuch. Schalet gibt es leider nur, wenn wir Besuch bekommen. Für zwei lohne der Aufwand nicht, meint Claudia, außerdem werde man vom häufigen Schaletessen zu fett.

Man gibt in einen großen Topf: ein Pfund eingeweichte braune Bohnen (die man sich am besten von Freunden aus Ungarn mitbringen lässt; zur Not, aber nur zur Not tuns auch einheimische weiße Bohnen), zwei bis drei Pfund grob geschnittenes Kasslerfleisch, sechs große Zwiebeln, mindestens zwölf Knoblauchzehen, eine Tasse Gerstengraupen, einen Esslöffel Zucker, einen Esslöffel edelsüßen Paprika, einen Teelöffel schwarzen Pfeffer, einen Teelöffel gemahlene Kümmel, einen Teelöffel scharfen Paprika und Salz nach Belieben. Das Ganze lässt man eine Stunde auf dem Herd bei kleiner Flamme unter ständigem Umrühren kochen, fügt drei bis vier Gläser Rotwein hinzu und stellt den Topf in die vorgeheizte Backröhre. Dort gewährt man dem Schalet - wiederum bei kleiner Flamme - zwei bis drei Stunden zum eigentlichen Reifen. Vor dem Essen reicht man ein Gläschen Kirschwasser, Slivowitz oder Adlershofer Wodka, zum Essen Weißbrot, Gewürzgurke, Bier oder Selters, danach einen Mokka, von dessen Trockensubstanz pro Tasse Friseur Kleinekorte und seine Frau eine Woche lang ihren Morgenkaffee bereiten würden. Gute Gastgeber haben selbstverständlich eine Lage Verdauungstabletten wie Cholecysmon oder das im Volksmund Pupirool genannte Mezym forte zur Hand.

Und wann fängst *du* heute endlich an zu arbeiten? fragt Claudia; ihre Stimme klingt noch immer freundlich.

Jetzt, sage ich und reiße mich von den Küchendüften los.

Was verstehst du unter Familie?

Friedrich Engels, sagt sie lustlos, Keimzelle der Gesellschaft. Ehemann, Ehefrau, falls vorhanden - Kinder.

Falls aber kein Ehemann vorhanden?

Trotzdem Familie, entscheidet sie.

Wenn man aber von Familienfesten spricht?

Dann gehört noch mehr dazu: Tanten, Onkels, die ganze bucklige Verwandtschaft, die Sippe kurzum.

Wer gehört zur Familie, bohre ich weiter, wer zur Sippe?

Wie so oft, wenn wir uns klein und dumm vorkommen, schlagen wir in gescheiterten Büchern nach.

Der Herr Brockhaus schreibt in seinem Konversationslexikon von 1894: *Auch bei uns hat das Wort Familie verschiedene Bedeutungen. Im engem Sinne bezeichnet es die Genossenschaft zwischen den Ehegatten und deren Kindern, im weitern Sinne den Kreis der Verwandten, welche durch gemeinschaftliche Abstammung verbunden sind, ohne*

*Unterscheidung, ob die Verwandtschaft durch Männer oder Frauen vermittelt ist.* Das beruhigt uns insofern, als Onkel Oswald wenigstens nicht zum harten Kern unserer Genossenschaft gezählt werden muss, sondern allenfalls zur Sippe.

Unter diesem Stichwort klärt uns Herr Meyer in seinem Neuen Lexikon von 1975 auf. Erstens bedeutet es etwas Biologisches, aber das wollen wir gar nicht so genau wissen. Zweitens hat Sippe was mit Völkerkunde zu tun und meint *sich aus kleineren vater- oder mutterrechtlichen Verwandtengruppen zusammensetzende Gruppe von Verwandten, deren Mitglieder in der Regel nicht zusammen wohnen.* An dem Deutsch merkt man, dass Goethe 1894 erst 62, 1975 hingegen schon 143 Jahre tot war.

Das heißt also, kommentiert Claudia, Verwandtschaft besteht aus einem Klumpen Verwandtschaft, der aus mehreren Klumpen Verwandtschaft besteht. Bloß gut, dass sie wenigstens in der Regel nicht zusammen wohnen, das fehlte noch.

Karl Kraus hat es zwar wissenschaftlich ungenauer, dafür aber um so treffender ausgedrückt: *Das Wort Familienbande hat einen Beigeschmack von Wahrheit.*

Bei der Genossenschaft im engern Sinne, in der ich vom Knaben zum Jüngling aufwuchs, spielte der Begriff Familie noch eine gewichtige Rolle. Familie - das waren sämtliche Verwandten, zu denen man mehr oder weniger Kontakt hielt, die Mischpoke, wie sie mein Vater zuweilen nannte, ohne sich bewusst zu sein, dass er da ein jiddisches Wort im Munde führte. Amtlich aber bestand die Familie Wiesner aus Vater Ewald (Jahrgang 1907), Mutter Lotte (1911) und den Kindern Ulrich (1933) und Peter (1936).

Der Genossenschaftsvorsitzende galt bei uns, wie damals allgemein üblich, als Respektsperson, als unumschränkter und keineswegs kritisierbarer Herrscher. Ruhe, Vater schläft! Wer hätte da gewagt, auch nur zu flüstern? Nicht mal die Frau des Genossenschaftsvorsitzenden. Wenn ihm was zu bunt wurde, konnte er sogar mit der Faust auf den Tisch hauen, dass die Tassen aus seinerzeit spottbilligem Tuppäck-Porzellan klirrten. Und selbstverständlich stand ihm bei den Mahlzeiten das größte Stück Fleisch zu.

Das alles galt freilich nur für die Friedenszeit, als man die Kleinbürgerwelt noch als heil empfand, vielleicht noch bis in die ersten Kriegsjahre hinein, solange uns die Fanfare des Reichsrundfunks Siegessondermeldungen am laufenden Band zu verkünden hatte. Später hat mein Vater auf all seine Vorrechte verzichtet und von seinem kleineren Stück Fleisch noch die Hälfte für seine Söhne abgeschnitten.

Bei näherem Nachdenken komme ich zu der Überzeugung, dass unsere engere Verwandtengruppe nur nominell vaterrechtlich, in Wirklichkeit aber mutterrechtlich orientiert war. Um einen moderneren Vergleich zu gebrauchen: Wenn Vater der offizielle Genossenschaftsvorsitzende war, so kam Mutttern der Rang eines inoffiziellen Parteisekretärs zu, das heißt, die Machtfrage wurde oft entschieden, ohne dass Vater es merkte.

Ich könnte mich schon wieder auf Klassiker Engels beziehen und den Anteil der Arbeit an der Menschwerdung der Hausfrau erwähnen. Vater verdiente in den braungoldenen

Vorkriegszeiten zu wenig Geld. Er brachte es im Rathaus zu nichts, da er sich zu wenig für die neuen Herren engagierte. Vater war da - zum Leidwesen seiner Frau - eher misstrauisch denn ehrgeizig.

Mutter musste also seit 1937 dazu beitragen, das erforderliche Geld zusammenzukratzen. Sie begann als Aushilfsverkäuferin im Kaufhaus KEPA. Das hatte noch kurz vorher EPA geheißen, was so viel bedeutete wie *Einheitspreise*. Die Artikel kosteten zehn, zwanzig oder fünfzig Pfennige, einsfünfundvierzig oder dreifünfundneunzig beispielsweise. Das klang schön billig, trug dem Unternehmen aber den Ruf eines Ramschladens ein. Wahrscheinlich benannte es sich deshalb in KEPA um: *Keine Einheitspreise*. Ein Ramschladen blieb es trotzdem - zur Freude der kleinen Leute mit dem permanenten Loch im Portemonnaie.

Mutter arbeitete in der Vorweihnachtszeit in der Spielwarenabteilung. Wenn ich sie als knapp Fünfjähriger hinter dem Ladentisch walten sehen durfte, avancierte sie für mich zur feenhaften Herrscherin über ein Märchenreich von Autos, *Märklin*-Metallbaukästen, Soldaten, Pferdewagen und Teddybären. Im Gegensatz zur Fee selber war das Märchenreich unerreichbar. Nur ein kleines rot-weißes aufblasbares Gummikrokodil vermochte die Grenze zu überschreiten. Aber Dinge, die man aus der Traumwelt herüberzuholen trachtet, verlieren in der Realität nur allzu schnell ihr Wesen. Dem Schwimmtier fehlte das Ventil. Band man ersatzweise ein Stück Bindfaden um den Schwanz, so entwich dennoch mit einem peinlichen Piepen die Luft aus dem Reptil, und es schrumpelte zu einem armseligen Gummischlauch zusammen, bis ich ihm schließlich mit der Schere (die wie Messer, Feuer, Licht nicht für kleine Kinder war) den Gnadenstoß versetzte.

Im Gegensatz zu ihrem Mann hat meine Mutter immer eine gehörige Portion Selbstbewusstsein und Optimismus lockermachen können, aber vielleicht ist das eine Grundeigenschaft des sogenannten schwachen Geschlechtes: Wenns wirklich brenzlich wird, haben die Frauen die stärkeren Nerven, die bessere Übersicht und überhaupt mehr Kraft. In unserer kleinen Genossenschaft zeigte sich das sehr deutlich, als es 1945 zu jenem Zusammenbruch kam, von dem wir erst nachträglich erfuhren, dass es eigentlich ein Anfang sei. Was dem Kaiserdeutschen einst Hermann der Cherusker, Karl der Große, Reitergeneral von Seydlitz, der Kolonieneroberer Carl Peters oder der Unternehmer August Borsig waren, sind uns sozialistischen Deutschen die Aktivisten der Ersten Stunde. Von den Trümmerfrauen des Jahres 1945 wird aber keine namentlich im Geschichtsbuch geführt. Es gibt zu denken, dass nie von Trümmern Männern die Rede ist.

Mutters Arbeit hatte einen Nachteil für die Familie. Da Krippen und Kindergärten für jene Gesellschaft trotz allen völkischen Mutterschaftsgeblökes nahezu Fremdwörter waren, mochte Lotte sehen, wo sie ihre Sprösslinge ließ. So wuchsen mein Bruder Peter und ich jahrelang meist voneinander getrennt auf. Während ich das Glück hatte, von einer richtigen Bilderbuchgroßmutter behütet zu werden, bekam mein kleiner Bruder mal von den wenig kinderfreundlichen anderen Großeltern, mal von Tante Trudchen oder gar von einer bezahlten Ziehmutter zunächst seinen Brei und später seine Stullen vorgesetzt. Wenn wir einander im Elternhaus begegneten, waren wir uns meistens ein wenig fremd und rauffen und bissen uns mehr, als unseren Eltern lieb war. Bei allen Streitereien gaben sie gern dem

Kleineren recht. Vielleicht war da ein bisschen schlechtes Gewissen mit im Spiel.

Mein Bruder hat von seiner Mutter den Sinn für die Realitäten des Lebens geerbt. Als er im Winter 1945 verdreckt und struppig wie ein kleiner Köter vom Güterbahnhof nach Hause kam und unter einem Sack geklauter Kohlen fast zusammenbrach, da musste ich doch versuchen, ihm sein bisschen Schau zu stehlen, dazu noch mit mottenfräßigen Gemeinplätzen vom ehrlichen deutschen Wesen. Er aber packte seelenruhig seine Beute aus und sagte trocken: 'n warmen Arsch willste ooch haben!

Wir waren beide von Hause aus programmiert. Ich galt als klug, weil ich schon in der Vorschulzeit lesen konnte und die Hauptstädte Europas zu nennen wusste. Dafür hat mir mein Vater eingeredet, ich sei nicht in der Lage, einen Nagel gerade einzuschlagen. Vielleicht habe ich nur deshalb eine Scheu vor allem, was Nagel heißt. So ein Ruf kann einem zeitlebens anhaften. Greife ich wirklich mal guten Willens zum Hammer, so sagt meine Frau mit nachsichtigem Lächeln: Gib schon her, das wird doch nichts! Heimlich träume ich davon, mir als Rentner eine klitzekleine Bretterlaube zu bauen, ganz allein und ohne dass mir jemand zusieht und hämisch fragt: Na, wird's denn werden? Mein Bruder Peter hat frühzeitig gelernt, Nägel einzuschlagen, als Tischler. Zwar übt er diesen raren Beruf längst nicht mehr aus. Aber im Gegensatz zu mir ist er in der Lage, in seiner Freizeit Schrankwände, Wandverkleidungen und Fensterrahmen zu bauen.

Auf meine Freizeit spekuliert man anders: Herr Wiesner, hier ist die Gewerkschaftsbibliothek Kloppenhagen. Könnten Sie nicht zu unserer Frauentagsfeier was vortragen? Es müsste aber richtig lustig sein.

In Zeiten materieller Not - wie wir sie uns tunlichst gar nicht erst ausmalen sollten - würde ich meinem Bruder gegenüber vermutlich um so viel älter aussehen, wie ich es wirklich bin.

Die Familie, ich meine jetzt wieder die Sippe im Sinne der sich aus kleineren vater- oder mutterrechtlichen Verwandtengruppen zusammensetzenden Gruppe von Verwandten, deren Mitglieder in der Regel nicht zusammen wohnen, traf sich Ostern, Weihnachten, bei Beerdigungen oder zu Geburtstagen.

Eigentlich gab es zwei Familien, zu denen wir gehörten, wobei es nicht wie bei Herrn Brockhaus ohne Unterscheidung war, ob die Verwandtschaft durch Männer oder Frauen vermittelt sei.

Die von Vater vermittelte, also die Wiesnersche, stand aus gewissen Gründen höher in unserer Rangordnung als die von Müttern vermittelte Bergemannsche. Als Kind hatte ich stets den Eindruck, Mutter müsste überhaupt froh sein, aufgrund ihrer Heirat aus den Niederungen ihrer Herkunft zu den lichten Höhen einer Frau Wiesner aufgestiegen zu sein.

Erst anlässlich meiner Konfirmation raffte sich - im Alter von 78 Jahren - Vaters Mutter dazu auf, Mutters Mutter das Du anzubieten. Bis dahin hatte ich es als natürlich empfunden, dass sich die Konversation meiner Großmütter in solchen Bahnen bewegte: Guten Tag, Frau Altmann. Wie gehts Ihnen? - Danke, Frau Muschert, und Ihnen?

Aus den Namen ließe sich schon schließen, dass sie beide das gleiche Los getroffen hatte.

Beide hatten ihren ersten Mann verloren - noch dazu im selben Jahre 1916, aber darüber wird noch zu reden sein.

Beide hatten wieder geheiratet, die eine jedoch einen Gastwirt, genauer gesagt, einen Kneipenpächter, die andere nur einen ungelernten Arbeiter, der mit der Stullenbüchse aus Aluminiumblech und der emaillierten Kaffeeflasche bei der Fahrrad- und Kinderwagenfabrik *Brennabor* auf Arbeit ging. Opa Muschert wurde als Prolet bezeichnet. Er war also ein Arbeiter, der sich gerade noch so benehmen konnte. Arbeiter, die das nicht konnten, hießen bei besseren Leuten Boofkes oder Pachulken.

Etwas Besseres zu sein spielte bei Kleinbürgern eine bestimmte Rolle. Auch meine Mutter hielt ihren Mann und sich für etwas Besseres als die Proleten, Boofkes oder Pachulken, und ihr Lebensziel war es, die Kinder so zu erziehen, dass sie es einmal besser hätten als die Eltern, sprich: etwas Besseres werden sollten.

Wenn Mutter diese Zeilen liest - und sie wird es sich nicht entgehen lassen -, mag sie für zehn Minuten eingeschnappt sein. (Es juckt mich nicht, denn ich kenne kaum einen Menschen, der so wenig nachtragend und übelnehmerisch ist wie sie.)

Meine beiden Großmütter unterschieden sich sehr voneinander. Wenn ich die alten Fotos betrachte, muss Großmutter, wie ich Vaters Mutter nannte, vor Zeiten eine stattliche Erscheinung gewesen sein. Etwas Respekteinflößendes hatte sie noch bis ins hohe Alter hinein. Als Knirps hütete ich mich davor, ihr zu widersprechen, sie zu ärgern oder gar anzuschwindeln.

Die Sprache der Gassenjungen, die ich heimlich perfekt beherrschte (Ene mene moppel, wer frisst Popel? Alle süß und saftig - für eene Mark und achtzig.), war ihr zuwider.

Sie selbst sprach ein ordentliches Deutsch mit dem ausgeprägten Akzent ihrer schlesischen Heimat.

Einmal waren wir beide bei einer befreundeten Familie - ebenfalls was Besseres - zum Kaffee eingeladen. Ich, fünf Jahre alt, verspürte ein natürliches Bedürfnis. Aber es galt als unnatürlich, dasselbe zu äußern. Ich hatte jedoch keine andere Wahl, denn ich trug eine Strickhose, eine von Großmutter selbst gefertigte. Das Ding war etwas schwierig zu bedienen, jedenfalls dort, wo es über das sogenannte kleine Geschäft hinausging. Diskret meldete ich zwischen Streusel- und Pflaumenkuchen mein kreatürliches Verlangen an: Großmutter, ich muss mal!

Sie warf mir einen ärgerlichen Blick zu: Bischt stille, heerscht doch, dass die Großen reden!

Brav, wie ich war, ermahnte ich das Tier in meinen Eingeweiden zur Friedfertigkeit, doch fürchtete ich, es nicht mehr lange bändigen zu können. Leise, aber schon dringlicher: Großmutter, ich muss austreten!

Zischelnd wurde mir Ruhe und Verhaltung befohlen.

Immer unglücklicher rutschte ich auf meinem Stuhl hin und her, bis mein Benehmen der Gastgeberin auffiel und sie mit gespitztem Mündchen fragte: Na, was will denn der kleine

Mann?

Ich deutete auf Großmutter und erklärte vernehmlich: Wenn se jetzt nicht mit mir uffs Klo jeht, scheid ick mir inne Hosen!

Heutzutage habe ich oft genug Mühe, im Dunkeln die Tür zum geruhsamen Schlaf zu ertasten. Wenn ich Glück habe, erscheint mir die weißhaarige Großmutter, die mit den Jahren immer kleiner wird, im Traume. Ich kuschle mich auf dem grünen Plüschsofa, das mit den Jahren für mich immer kürzer wird, zusammen wie eine Katze, eine runzlige Hand streicht mir über die Stirn, höchster Beweis von Zärtlichkeit: Schlof ok, Junge!

Großeltern sind sehr, sehr notwendig. Solange es noch möglich ist, soll man sie hegen und pflegen wie der Müller in der Sage seinen Kobold, der dafür sorgt, dass die Mühle immer genug Korn zu mahlen hat und nicht abbrennt. Eltern, mit den Tagesproblemen befasst, haben oft weniger Muße für ihre Kinder als die Alten. Just in diesen Tagen hat mein dreiundzwanzigjähriger Studentensohn ein kleines Sorgenpaket aufzuknüppern. Er ruft mich an, teilt mir sachlich seine Lage mit, aber dann heißt es, überraschend, wie in Kindertagen: Wär ganz schön, wenn Oma und Opa ein paar Tage kommen könnten!

Sie werden die Reise über Hunderte Kilometer nicht scheuen, denn wenn einer meint, die zwei Alten seien noch zu etwas nütze, schrecken sie aus dem tiefsten Winterschlaf auf.

Wie viel Behaglichkeit und Geborgenheit erfuhr ich bei meiner Großmutter. Und wie gerecht sie war. Den französischen Zwangsarbeiter, der uns die Winterkartoffeln anliefern musste, lud sie zur Bohnensuppe ein und schenkte ihm eine Strickjacke. Der Blockleiter, glücklicherweise nur ein mäßiger Nazi, machte ihr darob schlimme Vorhaltungen. Großmutter aber erwiderte mit ihrem Altfrauencharme: Ich tu halt nur, was der Führer gesagt hat: Keiner soll hungern und frieren.

Bis in die Kriegsjahre hinein habe ich bei ihr nie etwas von Mangel gespürt. Nach der Inflation hatte sie sich etwas Geld gespart, das war ein willkommener Zuschuss zu der spärlichen Witwenrente. Die Scheine, von denen niemand außer ihr jemals wusste, wie viele es gewesen waren, verwahrte Großmutter in einem ledernen Täschchen, zu dem sie den Schlüssel im Portemonnaie trug. Das Ledertäschchen steckte sie in einen lilafarbenen Strickbeutel mit messingnem Bügelverschluss, und den Beutel verbarg sie zwischen ihren Hüten in jenem Spiegelschrank, der nun in unserer Wohnung seinen Platz gefunden hat. Meine Frau verwahrt darin nichts als unsere Wintersachen, denn sie bringt der Sparkasse unseres Landes unbegrenztes Vertrauen entgegen - im Gegensatz zur Großmutter, deren Leben reich an schlechten Erfahrungen war.

Fleißigere Literaten als ich hätten über dieses deutsche Schicksal längst einen Roman geschrieben. Es begönne fast wie bei Ganghofer ...

Irgendwo im Niederschlesischen liegt der Hof des reichen Wiesenbauern John. Auf fettem Boden gedeihen ihm Zuckerrüben und Weizen. Eine ansehnliche Kuhherde grast auf den ebenen Weiden. Dennoch wird der Wiesenbauer seines Lebens nicht froh. Er hat keinen Namenserber. Die Bäuerin kränkelt dahin, tröstet sich damit, dass die Pauline schon den rechten Mann finden wird. In den Schränken stapeln sich die Wäschestücke, Laken,

Tafeltücher; auch an Silber und Porzellan fehlt es nicht. Auf der Bank in Sprottau hat sich eine erkleckliche Zahl von Goldfüchsen angesammelt. Eine gute Partie wäre sie schon, die Pauline. Aber jeden Freier, der den Eltern nur recht wäre, schlägt sie aus. Eines Tages kommt ihr der Vater auf die Sprünge. Seine Tochter hat sich mit dem Kutscher Adam vom gräflichen Gut eingelassen, einem Kerl wie eine deutsche Eiche, nach dem sich alle Mägde die Hälse verrenken. Adam will jedoch höher hinaus, will einen eigenen Hof und nicht irgendeinen.

Nun können wir uns die fürchterliche Szene so richtig ausmalen: John kommt am Markttag frohgemut aus Sprottau zurück. Gutes Geld für zwei Bullenkälber klingelt im Beutel. Warum soll da der Wiesenbauer nicht im Kretschem, wie man die Schenke in Schlesien heißt, einkehren? John trinkt drei Stonsdorfer mehr als sonst, und dabei erfährt er, was alle Leute im Dorfe schon lange wissen, nur er nicht, er, der Bauer. Noch ehe er die Pferde ausschirrt, stellt er Pauline zur Rede, gleich in der Fliederlaube vorm Hause.

Wer ist Adam? Ein Habenichts! Pfeifend fährt die Peitschenschnur dem Mädchen über die Hände, mit denen sie das Gesicht zu schützen sucht. Schlag dir den Kerl aus dem Sinn, oder ...

Ist es nun Trotz oder wirklich die große Liebe? Pauline entscheidet sich für das Oder. Am andern Tage fährt der Bauer abermals nach Sprottau. Auf dem Gericht verfügt er, dass sie zu enterben sei. Bei seiner Rückkehr hat die Tochter den Hof für immer verlassen. Die Mutter stirbt an Herzeleid, nachdem sie gehört hat, dass ihr Einziges in die ärmliche Kate bei der Ziegelei gezogen ist und ein Kind von dem Wüstling Adam erwartet.

Bei Ganghofern würde der grausame Wiesenbauer nun in sich gehen und die verlorene Tochter samt Bankert und Gutskutscher Adam an sein Herz drücken und sich selber aufs Altenteil zurückziehen. Nicht also geschieht es in der Wirklichkeit. John nimmt sich eine neue Frau, eine rechte Schlampe. Mit ihr zusammen vertrinkt er in wenigen Jahren das reiche Anwesen und verschwindet mit ihr aus dem Dorf und aus unserer Geschichte.

Auch Adam hat sich sein Leben anders vorgestellt. Eine Hoferbin wollte er heiraten, nicht aber eine Davongejagte, die nichts hat als das Hemd überm Hintern. Doch soll keiner sagen, des Grafen Kutscher sei ein Unmensch! Er behält die Johnsche in der Kate. Die wird immer enger, denn Adam macht dem armen Weiblein hintereinanderweg noch vier uneheliche Bälger dazu. Die Kleinen fürchten sich genauso wie ihre Mutter vor dem finsternen Riesen mit dem dichten schwarzen Bart. Kartoffelsprit ist billig, der Graf lässt ihn selber brennen. Wenn Adam aus dem Kretschem kommt, schreit er seine Enttäuschung über das gottverdammte Hundeleben gegen die kahlen Lehmwände der Kate. Eines Frühlingstages reitet er bei Hochwasser allen Warnungen zum Trotze zwei Pferde in die Schwemme. Als man Pauline den ertrunkenen Mann ins Haus trägt, berichten ihr die Knechte, der Graf sei außer sich über den Verlust der beiden Trakehnerhengste, die der Bober mit seinen reißenden Fluten davongeführt hätte.

In jener Kate ist meine Großmutter aufgewachsen. Die Lebensweise der Dorfarmut zu der Zeit, die man im Deutschen Reiche die goldene, die Gründerzeit nannte, wurde oft und hinlänglich beschrieben.

Die junge Anna John war froh, als sie mit achtzehn Jahren dem Elend entfliehen konnte und nicht mehr sommers auf dem gräflichen Rübenacker und winters in der gräflichen Ziegelei schindern musste. Von dem Mann, der meine Großmutter zur Frau nahm, vermag ich mir kein rechtes Bild zu machen. Auf Fotografien der Jahrhundertwende scheinen alle deutschen Männer einer einzigen Familie zu entstammen - so eine Ähnlichkeit!

Da steht er also, der vergilbte unbekannte Großvater, eine Hand gequält lässig auf die Lehne des Korbsessels im Atelier gestützt, in der anderen hält er die Handschuhe. Über die Weste spannt sich die Uhrkette, vermutlich eher aus Tombak denn aus Gold. Auf dem Haupt trägt er einen weichen Filzhut, wohl um die frühe Glatze zu verbergen, ein Wiesnersches Erbe, bei dessen Verteilung auch ich nicht zu kurz gekommen bin. Klare, große Augen mit kühnem Blick schauen mich an, nein, nicht mich. Sie starren in das Objektiv der Plattenkamera. Großvater muss in seiner angestregten Pose ausharren, bis der Fotograf unter seinem schwarzen Tuch bis zehn gezählt und seufzend verkündet hat: So, das wär's, mein Herr!

Großvater Wiesner war Arbeiter, Facharbeiter sogar, gelernter Strumpfwirker. Gewirkte Wollstrümpfe kennt heute kein Knabe mehr, glücklicherweise. Ich habe sie noch tragen müssen. Sie wurden mit Gummibandstrumpfhaltern an einem unsäglich weibischen, hinten zu knöpfenden Barchentleibchen befestigt. Erst die uniformmäßigen, aber praktischeren Skihosen des Nazijungvolks lösten jenen peinlichen Kinderschrecken ab. Wer in den Kriegsjahren noch mit gewirkten oder gestrickten, am Ende sogar schwarzen Beinlingen auf dem Schulhof gesichtet wurde, dem scholl der Schmähruf entgegen:

Lange Strümpfe stecken an.  
Morgen fängt der Winter an!

Großvater muss als junger Mann ein übermütiger Bursche gewesen sein. In das schlesische Städtchen Friedeberg am Queiß, wo er mit seiner neu gegründeten Familie lebte, kamen eines Tages Seiltänzer. Sie trieben - so hat es mir Großmutter geschildert - mancherlei Allotria, zur Freude der vielen Kleinstädter, die sich auf der abendlichen Uferwiese eingefunden hatten. An zwei Masten war ein Hochseil über den quirligen Gebirgsfluss gespannt.

Der Prinzipal dieser Truppe trat im Harlekinkostüm auf und sang:

Jetzt mach ich's ganz genau  
mit meiner lieben Frau:  
Bei der Frau, bei der Magd, bei der Bank vorbei -  
eins, zwei, drei!

Und schon schlug er mitten auf dem Seil einen Purzelbaum über seine tief gebückte dicke Prinzipalin. Doch war das noch längst nicht der Höhepunkt des sensationellen Abends. Damen und Herren! schrie der Prinzipal in sein Sprachrohr. Gesucht wird der Friedeberger, wo sich hat greeßten Mut und Courage dazu. Zehn gute Mark wird zahlen die Direktion demjenigen, wo sich lasst tragen auf meine zwei Schultern hoch auf die Seil quer ieber die wilde Wasser!

Großvater Max zog den weichen Hut tiefer in die Stirn, zwirbelte seinen Schnauzbart, gab seiner fassungslosen Anna Jackett, Portemonnaie sowie Uhr samt Kette zur Aufbewahrung. Wenns weiter nichts ist, erklärte er lässig. So schnell verdien ich nie wieder mein Geld.

Applaus. Trommelwirbel. Langes Schweigen. Wieder Applaus. Gesehen hab ich nichts von dem Spektakel, hat mir Großmutter erzählt. Unser Berthold lag noch in der Wiege, und die Meta strampelte mir schon im Bauch herum. Ich hielt mir Großvaters Jacke vors Gesicht und wurde erst wieder, wie er dicht neben mir sagte: Gib ok her, Anna, 's is a kiehler Obend!

Fünfundfünfzig Jahre lang bewahrte sie den Lohn der Angst in Gestalt eines blanken Goldstückes sorgsam auf, bis sie es im kalten Winter 1945 auf ihren schon arg wackligen Beinen zum Milchhändler Katzwedel trug. Dafür durfte sie sich einen Monat lang täglich einen Viertelliter blassbläulicher Magermilch holen. Von der dünnen Suppe, die sie davon kochte, hat auch mir so mancher Tellervoll die Eingeweide gewärmt.

Noch vor der Jahrhundertwende zieht die Familie Wiesner nach Wangen im Allgäu. Großvater Max übernimmt dort eine Strumpfwirkerei - als Einmannunternehmer mit einer mitwirkenden Ehefrau. Wieder vermag ich mir kein richtiges Bild von ihm zu machen. Max war damals schon eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, die nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes wieder kräftig von sich reden machte. In der Wiesnerschen Stube hing ein Bild von August Bebel, so hat es mir die Großmutter erzählt. Zu der Zeit war es Überzeugungssache, persönliches Bekenntnis, das Porträt seines Politikers ständig vor Augen haben zu wollen.

Wie aber hat die Familie, zu der sich inzwischen fünf weitere Kinder gesellt hatten, gelebt, in jener stockkatholischen Kleinstadt, die mit ihren 3182 Einwohnern immerhin württembergische Oberamtsstadt war? Alle, die darüber Auskunft geben könnten, sind verstorben.

Ratlos gehen wir fast neunzig Jahre später an einem heißen Septembertag durch die paar Straßen der Altstadt von Wangen mit ihren prächtig bemalten Häusern. Zweckloses Unterfangen, einen Menschen unter den inzwischen 23 800 Einwohnern aufzuspüren, der sich noch an die Zeiten erinnern könnte. Selbst das Schulkind von einst wäre heute an die hundert Jahre alt. Wo mag die Strumpfwirkerei gelegen haben? Eher wohl am Flüsschen Argen in der Vorstadt als in der sich patrizierhaft gebenden Herren- oder Paradiesstraße. Der Kaffee im dortigen Restaurant ist gut. Unser Tischnachbar, biederer Einkäufer eines Wangener Unternehmens, schwärmt uns auf gut schwäbisch von seinem Urlaub in Algerien: Die Weiber, die Weiber dort ... und allweil, wenn wir Deutsche komme ...

Dieses Restaurant war gewiss nicht das Zahllokal der Sozialdemokraten von 1895. Großmutter hat mir erzählt, die Jahre in Wangen seien ihre schönste Zeit gewesen. Ihr Mann habe dort auch Kaninchen gehalten, echte Deutsche Widder, aber er sei zu stolz gewesen, seine Kinder katholisch taufen zu lassen, sonst wäre man vielleicht nie aus Wangen weggegangen.

Da es in Wangen gerade Sonntag ist, bekommen wir keine Ansichtskarte zu kaufen; da fühlen wir uns einen Moment wie zu Hause.

Ist ja ganz nett, dein nostalgisches Wangen, bemerkt Claudia, aber hier möchte ick nicht mal dot überm Zaun hängen.

Es gibt kein bleibendes Zeugnis von unserer Stippvisite in jenem Allgäustädtchen. Unsere Pentacon K 16 sah sich nicht in der Lage, den Film vorschriftsmäßig zu transportieren.

Bei der Frage, warum die Familie mit sieben Kindern an einem Wintertag des Jahres 1904 das herzige Wangen verlassen hat, sind wir wieder nur auf Mutmaßungen angewiesen. Gab es politische Gründe? Stimmt es, dass Verwandte dem Max Wiesner verlockende Angebote vom schnellen Weg zum Wohlstand in der Reichshauptstadt gemacht haben? Wie hat die Familie in ihrer winzigen Wohnung in der Kronprinzenstraße (der heutigen Jeßnerstraße) gelebt?

Die größeren Kinder begannen bald, Geld zu verdienen. Großmutter betrieb in jener Proletengegend kurzzeitig eine Milchhandlung. Dann war sie einen Winter lang als Garderobenfrau auf der Eisbahn am Rummelsburger See tätig, während sich ihr Mann mittels Schlittschuhverleihs wieder als Kleinunternehmer betätigte. Inzwischen kam noch ein Kind auf diese widersprüchliche Welt, mein Vater.

Max jedoch begann in Heimarbeit wieder, wollene Strümpfe zu stricken oder zu wirken, denn der Kaiser dachte fürsorglich an seine Helden des künftigen Krieges: Kaltes Blut, aber warme Füße.

Max als Anhänger des großmäuligen Monarchen? Das kann und darf nicht stimmen. Später erfuhr ich von Großmutter, dass die Familie Wiesner kurz vor dem ersten Weltkrieg einen russischen Revolutionär behaust hätte. Er habe einen Bart und einen Zwicker getragen. Man habe ihn Saul genannt, und alle Kinder hätten strenges Verbot gehabt, über den seltsamen Untermieter auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen.

Stell dir vor, das wäre Lenin gewesen, sagte mein Sohn neulich, dann bekämen wir jedes Jahr eine Einladung nach Moskau, an den Baikalsee oder nach Alma-Ata. Dort steig ich die Gangway hinab, und schwarz bezopfte Komsomolzinnen umarmen mich Drushba rufend.

Kannste stecken lassen, erwidere ich. Lenin hatte in den fraglichen Jahren in Krakow zu tun. Wer jener Saul war, werden wir nie erfahren. Besorg dir deine Reise bei Jugendtourist!

Max Wiesner hat das Ende des Kaiserreiches nicht mehr erlebt. Vielleicht war es die Enttäuschung über das Versagen der Partei, vermutet mein Vater.

Jeden Tag ging Max zum Bahnhof Frankfurter Allee, wo die Verlustlisten aushingen. Sein ältester Sohn, stolzer Zahlkellner im Hotel Kaiserhof, kehrte als Kriegsversehrter heim und konnte seinen Beruf nicht mehr ausüben.

*Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.* Er glaubte nicht mehr daran.

Andere Genossen haben gekämpft, durch alle Tiefen hindurch. Ich hätte schon ganz gern einen kämpferischen proletarischen Großvater vorzuweisen, doch zum dritten Male wird mir sein Bild unscharf. Zwei der Söhne fanden ihn erhängt in seiner Laube. Sie stand etwa dort,

wo sich heute die Leninallee mit der Ho-Chi-Minh-Straße und der Jaques-Duclos-Straße kreuzt. Großmutter bewahrte in einer messingnen Tabakdose einen bleistiftgeschriebenen Zettel auf: *Liebe Anna! Sei nicht böse. Ich kann nicht mehr.*

Großvater war kein Kämpfer. Mir steht es nicht zu, nachträglich über ihn zu richten.

Ein bisschen aber, so scheint's, hat seine politische Überzeugung doch Spuren in der Familie hinterlassen.

Meinen Vornamen bekam ich nach meinem Onkel Ulrich - ich kenne ihn wie seinen Vater nur von einer vergilbten Fotografie her.

Ulrich hatte das Formerhandwerk erlernt und wurde 1914 zur Kaiserlichen Kriegsmarine eingezogen. Als Seiner Majestät Kreuzer *Frauenlob* im Skagerrak abgesoffen war, äußerte der durchnässt aufgefishete Heizer Ulrich Wiesner seine Abneigung gegen den Krieg, der nie sein Krieg gewesen war. Kaiserliche Kriegsgerichtsräte werteten solches als Meuterei und verbrachten den unbotmäßigen Heizer auf die Festung Köln. Das Todesurteil wurde in eine Haftstrafe umgewandelt, blieb aber dennoch ein Todesurteil.

Als Ulrich im November 1918 mit Gewehr und roter Armbinde in das heimische Berlin zurückkehrte, hatten die Tuberkelbazillen schon seine Lungen zerfressen. Großmutter versteckte das Gewehr auf dem Dachboden, sonst hätten die Noskesoldaten noch den Sterbenden auf dem Hof der Scharnweberstraße 4 exekutiert.

Ich habe fast nie Tränen in den Augen meiner Großmutter gesehen. Aber wenn sie mir, was selten vorkam, in ihrem Lehnstuhl sitzend, jenes Lied vorsang, wusste ich als kleiner Enkelsohn, dass ich jetzt eine Weile zu schweigen hatte:

Köln am Rhein, du stolzes Städtchen,  
Köln am Rhein, du stolze Stadt,  
und darinnen eine Festung,  
die so hohe Mauern hat.

Manchmal fragen mich die Leute:  
Was mag wohl darinnen sein?  
Und die Antwort darauf lautet:  
Hier sperrt man Soldaten ein.

Hans, der zweitjüngste Wiesnersohn, damals gerade achtzehn Jahre alt, schleppte in Mutters Aufwischeimer das Kühlwasser für das Schwere Maschinengewehr heran, mit dem sich die Spartakisten am Ringbahnhof Frankfurter Allee gegen die Soldaten der Reaktion wehrten. Vielleicht ist es nur ein Zufall, dass sein Name nicht auf der Gedenktafel in dem winzigen Lichtenberger Park steht, in dem die Spartakistengruppe erschossen wurde.

Deutsche Entwicklungen verliefen nur selten geradlinig. Onkel Hans wurde später Nationalsozialist. Das Konfektionsgeschäft seines Brotherrn in der Frankfurter Allee soll er laut Familienfama nur deshalb erworben haben, damit der jüdische Kaufmann mithilfe dieses Geldes noch rechtzeitig das rettende Exil erreichen konnte. Von nun an wurden in dem Laden neben Oberhemden und Krawatten auch Uniformen und Ehrenzeichen feilgeboten.

Onkel Hans hatte es zu was gebracht. Alle Wiesners schauten zu ihm auf, dem Sturmführer

im Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps, wenn er mit seiner rassigen Beiwagenmaschine, bald sogar mit einem schmucken Kleinauto über die Straßen des Führers brauste.

Onkel Hans war proletarischer Armut entwachsen, war etwas Besseres geworden. Das gab den Ausschlag für manchen in der Familie. Stolz trug meine Großmutter nun das Goldene Mutterkreuz, einen Orden, mit dem sich dank unermesslicher Führerhuld alle reinblütigen deutschen Frauen behängen durften, die mindestens sechs Kindern das Leben geschenkt hatten. Wie der nämliche Führer diesen Kindersegen auf drastische Art zu reduzieren wusste, ist selbst den jüngeren Lesern aus der Geschichte des letzten Weltkrieges bekannt.

Von Großmutter's Stolz war nur noch wenig übrig, als sie im Februar 1952 die Augen schloss. Vier ihrer Kinder waren ihr vorausgegangen. Gegen das Sterbenmüssen hat die Zweiundachtzigjährige bis zuletzt qualvoll angekämpft. Sie war neugierig aufs Leben und hätte gern noch erfahren, was aus ihren Enkeln einmal werden würde. Als ich das letzte Mal an ihrem Bett saß, murmelte sie: Ich seh mich als Kind ... in Schlesien. Flachskopp ham se mich geheißten ... wegen meiner gelben Haare. Gespielt haben wir mit abgeschlagenen Topphenkeln aus der Müllgrube ... das war unsere Kuhherde. Weißte, Ulrich, ne scheene Zeit wars halt doch.

Onkel Hans war fünfundvierzig Jahre alt und demobilisierter Leutnant, als er im Braunschweigischen seine Nullachtpistole mit der Axt vertauschte und als Holzfäller ein neues, friedliches Leben begann. In dreiundzwanzig Jahren zäher Arbeit verstand er es, sich sein Scheibchen vom sogenannten Wirtschaftswunder abzuschneiden. Er verstarb als geachteter Geschäftsmann und hinterließ seinem Sohn eine gut gehende Textilfirma und jene Prinzipien bundesdeutscher Tüchtigkeit, die einer braucht, um dort drüben voranzukommen.

Jedes Jahr, wenn meine Eltern von ihrer Rentnerreise zurückkehren, berichten sie uns, dass mein Cousin Helmuth tatsächlich tüchtig ist, auch wenn ihm in letzter Zeit die Absatzkrise ein wenig zu schaffen macht. Sollten wir uns irgendwann doch mal wiedersehen - ob wir da Verständigungsschwierigkeiten hätten, zum Beispiel bei dem Wort Tüchtigkeit?

Nun bin ich schon arg ins Schwatzen geraten. Und doch muss ich aus Gründen der Parität und weil meine liebe Mutter sonst gekränkt wäre, noch ein paar Auslassungen über die mütterliche, die Bergemannsche Sippe hinzufügen.

\*\*\* Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Wiesner/Rapunzel/rapunzel.htm> \*\*\*

# C. U. Wiesner



Geboren im letzten Monat der Weimarer Republik, am Neujahrstag 1933, in der einstigen märkischen Hauptstadt Brandenburg, entwich nach dem Abitur den heimatlichen Stadtmauerzwängen, gelangte in eine etwas größere Hauptstadt, ohne zu ahnen, daß man dort schon zehn Jahre später aus väterlicher Sorge bemüht sein würde, ihm den Horizont mit erheblicherem Bauaufwand zu verstellen.

Eines Tages mochte er fürder nicht mehr in der eingefriedeten Hauptstadt leben und zog es vor, in die vertrauten märkischen Wälder zurückzukehren.

Dank prophetischer Gaben bestellte er den Möbelwagen von Berlin-Pankow nach Klosterfelde für den 9. November 1989.

Während des achtunddreißigjährigen Berlin-Aufenthalts:

Studien als Dolmetscher für Englisch; Germanistik und Filmszenaristik (diese im Gegensatz zu jenen hin und wieder angewandt).

Tätig als Lektor, Redakteur, Reporter, Theaterkritiker, Mitarbeiter der satirischen Zeitschrift

**Eulenspiegel**, Entertainer in eigener Sache, Schauspieler (leider zu selten) und (vorwiegend) Schriftsteller.

Sein bekanntestes Geschöpf ist der **Frisör Kleinekorte**, den das Berlin-Brandenburgische Wörterbuch zu Recht an die Seite der Volksfiguren von Glaßbrenner und Tucholsky stellt.

C.U.W. schrieb u. a. Hörspiele, Kabarett-Texte, Fernsehfilme und Fernsehserien (u. a. Gespenstergeschichten wie **Spuk unterm Riesenrad**, **Spuk im Hochhaus**, **Spuk aus der Gruft** für Kinder von 8 bis 88 Jahren) sowie dreizehn Bücher, vom Kinderbuch über den Kriminalroman, die satirische Darstellung eigener Umwelt im weitesten Sinne bis zum bitteren erst um die Jahreswende 1989/90 nach einiger Verzögerung erschienenen Märchenroman für Erwachsene **Die Geister von Thorland. Machs gut, Schneewittchen!** und **Lebwohl, Rapunzel!** erzählen von den Kinder- und Jugendjahren in der Havelstadt Brandenburg.

# E-Books von C. U. Wiesner

## Die Geister von Thorland

Anfang Juli 1985 brachten verschiedene Tageszeitungen folgende Meldung: "Dem Fährschiff *Saßnitz*, das an den Wochenenden zwischen Saßnitz (Rügen) und Rönne (Bornholm) verkehrt, fiel östlich des 14. Längengrades und südlich des 55. Breitengrades aus ungeklärten Gründen kurzzeitig die Radarortung aus: Die Radarantenne fuhr Karussell. Ebenso ungeklärt sind eine dichte Nebelwand bei strahlendem Sonnenschein und hohem Luftdruck sowie eine rätselhafte Wellenfront bei spiegelglatter See in der Höhe des Adlertiefs." Niemand wäre seinerzeit darauf gekommen, dass an dieser Stelle, mitten in der Ostsee einst das nördlichste souveräne Herzogtum Thorland gelegen hatte. Es musste im Jahre 1885 untergehen wie einst die legendäre Stadt Vineta. Auch seine Bewohner hatten damals nicht gut getan.

C. U. Wiesner erzählt die fesselnde und anrührende Geschichte vom Untergang und Wiederauftauchen Thorlands und fügt als Beweis einen reich bebilderten 32-seitigen Originalreiseführer des Herzogtums von 1885 bei. Aus diesem erfährt man u. a. von seltenen Tieren, die es nur auf dieser Insel gegeben hat, etwa dem Bockschwein, dem Feuerdingo oder dem Kurzschwänzigen Thorländischen Vielfraß.

Bücher haben ihre Schicksale. *Die Geister von Thorland* wollte der Eulenspiegel Verlag plangemäß im II. Quartal 1989 auf den Markt bringen. Dann aber verschlang der allerletzte Parteitag der SED soviel von dem ewig knappen Druckpapier, dass so manches Verlagsvorhaben zurückstehen musste. Vielleicht war das für die Sicherheit des Autors gut so, nicht jedoch für sein Werk, in dem er auf märchenhafte Weise den Fall der Mauer vorhersagte.

## Das Möwennest

Ein Mann fährt auf eine malerische Ostseeinsel und erlebt den nächsten Tag nicht mehr, seine Leiche treibt im Bodden, nahe dem Ufer. Würgemale und Kopfverletzungen sind Indizien eines gewaltsamen Todes. Wer war der Mann, und weshalb musste er sterben? Diese Fragen konfrontieren Hauptmann Wadzeck und seine Mitarbeiterin Sabine Donix mit der widersprüchlichen Person des Toten. Sie stellen fest: Das Motiv für die Tat hätten einige ...

## Das war's. Lachdienliche Hinweise

Eine Sammlung von Kurztexten, die teils im Eulenspiegel erschienen waren, teils zum Repertoire Wiesners kabarettistischen Lesungen gehörten. Für das Berliner Kabarett *Die Distel* hatte er seinerzeit eine Fontane-Parodie geschrieben. Am Premierenabend aber vermisste er sie auf dem Programmzettel. Der Direktor des Hauses behauptete, sein Kabarettist Gustav Müller habe den viel zu langen Riemen nicht lernen können. Nun ja, der obrigkeitshörige Otto Stark hatte einfach Schiss. Wiesner dagegen nicht so sehr. Fortan wurde sein *John Maynard* viele Jahre lang ein Höhepunkt seiner eigenen Auftritte.

## Die singende Lokomotive

Ein unglücklich verliebter junger Mann verabredet sich mit der Dame seines Herzens zum Schlittschuhlaufen, obwohl er noch nie solche Eisen unter den Sohlen gehabt hat ... Ein paar neunmalklugen Männer machen eine bahnbrechende Erfindung, mit der man sich das Rauchen abgewöhnen könnte ... In Leipzig, vor der Thomaskirche, steigt Johann Sebastian Bach von seinem Sockel, um mit ein paar Musikstudenten nächtlicherweile zu jassen ...

In 25 Kurzgeschichten, zuvor schon in der Zeitschrift *Eulenspiegel* veröffentlicht, geschehen komische, skurrile, alberne und abgründige Dinge.

### **Frisör Kleinekorte in Venedig und anderswo**

Ernst Röhl, Wirtschaftsredakteur der Zeitschrift *Eulenspiegel*, hatte ein ausgemachtes Faible für heiße Eisen, aber die mussten möglichst raffiniert verpackt werden, damit sich bestenfalls die Zielfiguren die Finger daran verbrannten, nicht aber Redakteur und Autor. Da war für uns Eiertänzer schon Turnierformat vonnöten. Konnte man einen Missstand nicht frontal angehen, so war die bessere Möglichkeit, den Frisör Kleinekorte über das Thema paraphrasieren zu lassen. Das klappte fast immer, was vielleicht auch daran lag, dass die eingewanderten Genossen der ZK –Abteilung Agitation und Propaganda des Berlinischen nicht mächtig waren.

Zweimal aber blieben Kleinekortes Monologe schon beim Chefredakteur Gerd Nagel hängen. Bei dem Text *Frisör Kleinekorte – ein Rufer in der Wüste* notierte er: „Das ist eine Bankrotterklärung für unsere sozialistische Volkswirtschaft. Nein und nochmals nein!“

### **Frisör Kleinekorte seift wieder ein**

Mitte April 1961 redete ganz Berlin über Juri Gagarin und seine spektakuläre Erdumrundung. Ich steuerte den Frisörsalon an und wollte gerne den Meister zu einem witzigen Kommentar provozieren. Der Alte aber stand vor seiner Ladentür und schimpfte wie ein Rohrspatz, dass es die ganze Straße hören konnte. „Hamse schon jehört, wat die sich da ohm wieder ausjedacht ham? Nu wollnse die kleinen Tauben allesamt verjiften, und dis, wo doch durch den Kriech so velle von die heimatlos jeworden sind, Is dis nich 'n Stück ausm Dollhaus? Da steckt bestimmt wieder die verdammte Partei dahinter. Da sollnse doch lieber ihre Parteiengenossen verjiften, findense nich ooch?“ Da ich schon damals nicht das Zeug zum Widerstandskämpfer hatte, machte ich wortlos auf der Stelle kehrt und verschob den nächsten Haarschnitt um mindestens eine Woche. Da der Alte partout nicht domestizierbar war, erfand ich von nun an Kleinekortes Monologe höchstselber, natürlich mit Kowalczyks Eingangsformel.

### **Frisör Kleinekorte**

Ende der fünfziger Jahre wohnte ich im Bezirk Prenzlauer Berg in einer Untermieterbude am Arnswalder Platz. Gleich um die Ecke, in der Dimitroff-Straße, lag des Altberliner Figaros armseliger, aber sauberer kleiner Laden, der mich mit seinen vielfältigen Utensilien an das Bühnenbild eines frühen Gerhart-Hauptmann-Dramas erinnerte. An der Tür hing ein handgeschriebenes Schild: *Freitag und Sonnabend kann ich Kinder keine Haare schneiden*. Den Frisierstühlen gegenüber prangte halblebensgroß ein gerahmtes handkoloriertes Foto. Es zeigte den schnauzbärtigen Ladenbesitzer in der kleidsamen

Infanteristenuniform des Ersten Weltkriegs, neben sich, wie einen Hund an der Kette, ein wassergekühltes Schweres Maschinengewehr auf Rädern, darunter ein Schild: *Wir Herrenfrisöre kämpfen für den Frieden.*

Solange Meister Kowalczyk seinen Kunden bediente, vom Kittelumbinden bis zum Kragenabbürsten, redete er auf ihn ein. Monologe voller skurriler Lebensweisheiten und komischen Döntjes aus seinem langen Erdentagen. Die weitere Personage bestand aus seiner Ehefrau, Müttern, die höchstens mal mit einem Töppken Kaffee in Erscheinung trat, aber in den Erzählungen ihres Mannes eine gewisse Rolle spielte.

### **Herrensalon W. Kleinekorte**

Nach fast zwanzig Jahren geriet meine Figur in eine tiefe Sinnkrise. Dummerweise war mir im allerersten Text eine Altersangabe unterlaufen. Da sagt Kleinekorte: „Wissense. ick bin jetzt an die Zweiundsiebzig ...“ Unter den Lesern aber gab es auch mathematisch begabte; und die fingen nun an zu rechnen und taten empört der Redaktion kund, dass es so steinalte Friseure gar nicht geben könne, und man solle den alten Bartkratzer endlich eines natürlichen Todes sterben lassen. Leserbriefe mussten in der DDR ernst genommen und binnen 14 Tagen beantwortet werden, galten sie doch als *Eingaben im Sinne des Staatsratserslasses* über Eingaben. So tagte denn das Redaktionskollegium mit heißen Köpfen: Sollten die Leute gar recht haben? Zwar kamen die Briefe nicht aus dem berlin-brandenburgischen Sprachraum, sondern von einem kleinen zänkischen Bergvolk im Süden der Republik. Aber es war ein hoher Prozentsatz von ungehaltenen Konsumenten: Bei einer Auflage von gut dreihunderttausend Exemplaren immerhin **zwei Briefe!!!**

Traurig und verunsichert bangte ich um die Figur, die in all den Jahren nicht nur mir ans Herz gewachsen war. Dann aber bekam ich einen heißen Tipp, der mich zum Gegenschlag ausholen ließ: In der Berliner Brunnenstraße gäbe es einen Herrenfrisör namens Fritz, der noch mit dreiundneunzig Jahren hinter dem Stuhle stünde. Flugs machte ich mich in der Rolle eines Kunden auf den Weg, und siehe da: Mein Informant hatte nicht gelogen. Als das kleine alte Männlein gegen Ende der Sitzung mit zitternden Händen seinen Barbierdegen schärfte, um mir den Nacken auszurasieren, packte mich die nackte Angst. Ich dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Nun sagt man ja, in solcher Lage zöge blitzschnell noch einmal das halbe Leben an einem vorbei. Von wegen! Ich hatte nichts als scheißernde Angst. Da besann ich mich auf das Wort: Solange noch geredet wird, wird nicht – geschnitten. Also begann ich pausenlos auf ihn einzuquasseln. Dabei fragte ich ihn auch: „Sagense mal, Meister Fritz, in welchem Altersheim leben Sie denn?“ „Altersheim?!“, erwiderte er kopfschüttelnd. „Ick lebe als Untermieter - bei ältere Leute.“

### **Jonas wird misstrauisch**

An einem Wintertag des Jahres 1967 verließ der Kollege P., leitender Mitarbeiter des Eulenspiegel Verlages, um die Mittagszeit sein, um sich, wie er sagte, kurz mit einem alten Kriegskameraden zu treffen. Als seine Kollegen Feierabend machten, war P. noch immer nicht zurückgekehrt. Am nächsten Tag erschien er, sonst ein Muster an Korrektheit, nicht zum Dienst. Die Kollegen begannen sich zu wundern, zumal er am Vortage nicht mal seinen Mantel mitgenommen hatte. Bald schwirrten die Gerüchte durch das Haus.

Am Morgen darauf ging in einem Dorf bei Bernau eine junge Frau zur Arbeit. In einem Waldstück blieb ihr vor Schreck beinahe das Herz stehen. An dem Ast einer Eiche baumelte ein Mann mit heraushängender Zunge ...

Der Fall P. konnte nie aufgeklärt werden. Als der Verlag Neues Berlin einen Wettbewerb um die beste Kriminalerzählung ausschrieb, beschloss ich, mich zu beteiligen. Da ich für längere Arbeiten gern den häuslichen vier Wänden entfleuchte, suchte ich mir ein ruhiges Quartier in der Uckermark. Als ich mit meinem Trabanten nach Norden fuhr, hielt mich kurz hinter der Berliner Stadtgrenze ein junger Mann an. Ob ich bis Zerpenschleuse führe? Nachdem er eingestiegen war, erzählte er mir, er habe gerade seine Abiturprüfung bestanden. Ich gratulierte ihm und fragte ihn, warum er dann so ein trübseliges Gesicht mache. Da sagte er mir mit Tränen in den Augen, vor drei Tagen habe sich sein Lieblingslehrer erhängt.

### **Mach's gut, Schneewittchen. 10 Geschichten aus der Kinderzeit**

Es tauchen die Gestalten meiner Kindheit aus dem Nebel der Vergangenheit auf: der böse Kaufmann Sumpf, dessen Weib ich in ohnmächtiger Rachsucht beinahe umgebracht hätte, der furzende Lehrer Buchhorn, dem ich einen Spitznamen verpasste, der ihm bis zum Lebensende anhing, die Kinder des Reichspropagandaministers auf der Insel Schwanenwerder, der Feldmarschall von Mackensen in der Uniform der Totenkopfusaren, welcher schmachvoll im Katzendreck erstickte, und viele andere.

Meine Heimatstadt nannte ich 1982 nicht beim Namen, aber sie ist unschwer als Brandenburg an der Havel zu erkennen. Auch die meisten Personen verschlüsselte ich, denn man weiß ja nie ...Trotzdem wäre es einmal beinahe schiefgegangen. 1986 veranstaltete die größte Buchhandlung der Stadt eine Signierstunde. Mehr als zweihundert Leser standen Schlange, aber so was war im Leseland DeDeDingsda keineswegs ungewöhnlich. Bei der anschließenden Lesung saß in der ersten Reihe ein Mann, der mir durch seine Schnapsfahne und seinen finsternen Blick auffiel. Leicht verunsichert überlegte ich: Woher kennst du denn den Kerl? Nachdem der Beifall verrauscht war, zischte mir der Mann zu: „Det is ne Schweinerei von dir, dette jeschrieben hast, wie dolle mein Vadder jeschielt hat. Komm du mir nachher hier raus, sag ick dir!“

Nun erst erkannte ich meinen ehemaligen Jungenschaftsführer Günter, der in dem Kapitel *Als ich ein Großdeutscher Pimpf war* zu Recht nicht sehr schmeichelhaft weggekommen ist. Ich verließ die Buchhandlung durch die Hintertür. Wie lange können Ressentiments noch weiterglimmen? Er war damals dreizehn, ich zwölf Jahre alt.

### **Leb wohl, Rapunzel! 11 Kapitel aus der Jugendzeit**

In der Havelstadt Brandenburg endeten meine Kindheitserinnerungen *Mach's gut Schneewittchen*. Und genau da geht es nun weiter. Das Kriegsende naht. Den letzten schweren Luftangriff erlebe ich in einem Hochbunker. Und plötzlich sind die gefürchteten Russen da. Der deutsche Kampfkommandant weigert sich zu kapitulieren. Lieber opfert er die Stadt. Vorbei an den ersten Toten, die ich in meinem zwölfjährigen Leben sehe, geht es hinaus auf einen Flüchtlingstreck. In einem märkischen Dorf hören wir im Reichsrundfunk die Meldung, dass unser heißgeliebter Führer an der Spitze seiner Truppen in heldenhaftem

Kampf gefallen sei. Nur den schwachsinnigen Alwin aus unserer Straße freut das: „Wenn der abjekratzt is, kann er mir nich mehr wechholen lassen, sagt mein Pappa.“

Nach dem Abitur versucht mich die Großstadt Berlin an ihren gewaltigen Busen zu drücken. Diese Liebe ist zunächst einseitig, nicht aber meine Liebe zu Luise, die nun für ein Jahr im Städtischen Dolmetscherseminar neben mir sitzt. Voller Seligkeit paddeln wir im Faltboot durch die märkischen und mecklenburgischen Seen, wandern den Rennsteig entlang und spuken auf der Burg Falkenstein im Harz herum. Alles könnte gut sein, wäre da nicht die noch mauerlose Stadtgrenze. Jede Woche zweimal besucht Luise, die in Wirklichkeit Annegret heißt, in Westberlin den Gottesdienst einer christlichen Sekte, und ich bemühe mich, ihr in ihrem Glauben zu folgen. Warum soll ich mir kein Beispiel an dem französischen König Henri IV. nehmen, der zum katholischen Glauben übertrat, weil ihm Paris eine Messe wert war? Man braucht ja nur 20 Pfennige für eine S-Bahnkarte, um das Land zu wechseln.

### **Spuk unterm Riesenrad**

Auf einem Staubsauger fliegen sie durch die Lüfte – vom Alexanderplatz zur Burg Falkenstein im Harz: Hexe Emma, Riese Otto und der böse Zwerg Rumpi, lebendig gewordene Figuren aus einer Berliner Geisterbahn. Die drei Enkelkinder des Schaustellers, Umbo, Tammi und Keks, machen sich auf zu einer atemberaubenden Verfolgungsjagd.

Die siebenteilige Abenteuerreihe von C. U. Wiesner, erstmalig im Fernsehen der DDR am 1. Januar 1979 ausgestrahlt, hat es längst zu einem Kultstatus gebracht. Sie wurde zu einem zweiteiligen überaus erfolgreichen Kinofilm, erreichte als Kinderbuch in den achtziger Jahren eine Auflage von über 100.000 Exemplaren und wurde von zahlreichen Fernsehsendern auf vier Kontinenten übernommen (u. a. Spanien, China, Kanada, Ägypten). Im Sommer 2012 eroberten Hexe, Riese, Rumpelstilzchen auf einen Streich gleich drei Theaterbühnen in Rostock, Berlin und Dresden. Bei Google findet man inzwischen fast 63.000 Einträge. Nach dem Spuk unterm Riesenrad ging es fröhlich und gruselig weiter: Spuk im Hochhaus (1982), Spuk von draußen (1987) und Spuk aus der Gruft (1997).

### **Friseur Kleinekorte - Salongespräche aus drei Jahrzehnten**

Im Jahre 1990 wurde der Eulenspiegel Verlag durch jenes Institut liquidiert, das man irreführend Treuhand nannte. Bald darauf gab es einen neuen Verlag gleichen Namens. Der brachte im Jahre 1994 so etwas wie Best of Kleinekorte heraus, das war eine Auswahl aus den vorangegangenen vier Büchern, dazu einige Texte, die nach dem Mauerfall im Eulenspiegel erschienen waren. Dies war der Endpunkt einer Erfolgsgeschichte: Eine Gesamtauflage von einer halben Million Bücher.

Eine Theaterfassung: Kleinekortes Große Zeiten, die 1969 unter der Mitregie des Autors am Volkstheater Rostock uraufgeführt wurde, dort viele Jahre an mehreren Spielstätten erfolgreich lief und an etlichen Theatern – außer in Berlin – nachgespielt wurde.

Eine Fernsehfassung am Studio Rostock 1970. Natürlich ließ ich es mir nicht nehmen, selber in die Rolle des Willem Kleinekorte zu schlüpfen. In manchen Jahren waren es mehr als siebenzig Auftritte im Rundfunk, auf Kabarettbühnen und auf gut besuchten öffentlichen Lesungen.

Beinahe wäre es auch noch zu einem DEFA-Film gekommen. Der Erzkomödiant Rolf Ludwig lag schon auf der Lauer. Leider war ich an den falschen Dramaturgen und den falschen Regisseur geraten.

Trotzdem bin ich, inzwischen selber ein Methusalem, noch immer ein bisschen stolz auf mein literarisches Geschöpf, den Frisör Kleinekorte, den das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch in eine Reihe mit den Figuren von Glassbrenner und Tucholsky gestellt hat.